

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 40.

Halle a. d. S., Sonntag 7. Oktober.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fort.) — Ein Tag in einem afrikanischen Dorfe. — Land- und Hauswirtschaft: Ist die Verwendung von Bernanano bei den jetzigen Preisen desselben empfehlenswerth? Zur Hühnerzucht. Behandlung der Saatwiebela. Die Behandlung der Brandwunden der Obstbäume. Weintraubengelse aus unreifen Trauben. Eier zu tomjerviren. Mittel gegen die Staupe. Ungezieser aus dem Keller zu vertreiben. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, das Kind war schon acht Wochen alt und trug seit vierzehn Tagen den Namen Heinz Elamor, fiel es Evy schwer auf die Seele, daß sie sich noch nicht wieder nach Vater Reinholdt umgesehen hatte. Durch seine Tochter wußte sie, daß es ihm in seiner Weise gut ging; aber der alte Mann, der immer so freundlich gegen sie gewesen war, sollte sich nicht vergeffen glauben und sollte ihrem Kinde seinen Segen geben.

Dagegen lehnte sich jedoch Großmama Eveline und Holdtchen entschieden auf. In die heiße, von Lorf- und Tabatsqualm erfüllte Stube des Alten dürfe sie das Kind nicht bringen, erklärten sie; Evy entschloß sich, ihnen den schlafenden Liebling anzuvertrauen, und begab sich allein in die Wohnung des Alten.

„Kennst du mich noch, Vater Reinholdt?“ fragte sie, zu ihm tretend, und umfaßte seine braune, runzlige Vinkle — in der Rechten hielt er die Tabatspfeife — mit ihren beiden Händen.

Er entzog ihr die Hand, um die Pelzmütze zu lüften.

„Gnädiges Fräulein Evy!“ antwortete er.

Sie lachte. „So darfst du mich nicht mehr nennen,“ sagte sie, indem sie einen Schemel herbeizog und sich ihm gegenüber setzte. „Ich bin nicht nur Vetter Wulf's Frau, ich habe auch, man hat es dir gewiß erzählt, ein Söhnchen, o, so ein Bracktkind! Aber du mußt es ja zuallererst gewußt haben, Vater Reinholdt,“ fügte sie neckisch hinzu. „Der ‚Kleine‘ muß doch mit rother Kappe und rothem Fächchen bei dir gewesen sein.“

Der alte Mann streckte wie abwehrend die Hand nach ihr aus.

„Nein, nein, gnädiges Frau . . . Frau Gräfin, wollt' ich sagen. Der ist nicht dagewesen . . . der kommt nicht mehr

seit der großen Mißthat,“ antwortete er mit schriller, klagender Stimme.

„Die große Mißthat?“ wiederholte Evy. „Was willst du damit sagen?“

Der Alte schob die Pelzkappe hin und her.

„Ich sage — gar nichts,“ gab er zur Antwort, indem er ängstlich umhersah. „Nein, nein, ich sage nichts! . . . Die Vene hat's verboten, — schilt so immer auf mich ein.“

Evy stuzte; was konnte ihr liebes Holdtchen verschweigen wollen? Jedenfalls war das nicht länger auszuführen. „Laß die Umschweife, Vater Reinholdt!“ sagte sie ungeduldig. „Die Mißthat — was ist's damit, und wer hat sie begangen?“

„Wer sie begangen hat?“ wiederholte der Alte, und ein böshafter Strahl brach aus den blöden Augen. „Wer anders als der Spötter und Gottloze. Sie sind ja selbst dabei gewesen, als der Herr Lieutenant hier auf dieser selbigen Stelle den ‚Kleinen‘ verhöhnt und verlacht und, was ich von ihm erzählt habe, Unsinn genannt hat. Wer verspottet, was er nicht gesehen hat, und das Alter nicht respektirt, macht sich auch aus den heiligen zehn Geboten nichts, wo es eben so gut heißt: ‚Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh und alles, was sein ist‘ — wie: ‚Du sollst nicht tödten.‘“

Er verstummte und nickte vor sich hin; Evy legte die Hand auf seinen Arm.

„Bestimme dich, Vater Reinholdt; von einer Mißthat wolltest du mir erzählen,“ sagte sie.

„Bin ja schon dabei!“ antwortete er und fuhr in leiserem Tone hastig fort: „Der rechte Erbherr von Hohen-Moor und der rechte Bräutigam des gnädigen Fräuleins wäre der Junfer Jobst Elamor gewesen; der aber soll im Schwarzen Moor

Literatur und Kunst.

* Boris. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Schreyer. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Hermann Schreyer, der Dichter der „Kausifaa“, ist mit einer neuen Tragödie zunächst vor das Lesepublikum getreten, welche an Kraft und Wirklichkeit jene noch bei weitem übertrifft. Das Stück ist eine Mihilientragödie. Sein Held gehört zu dem Orden jener zahlreichen Existenzen, welche das wirklich gethan haben, was Schiller in genialer Erfindung seinen Karl Moor thun läßt: welche aus Empörung über die Ungerechtigkeit und Verworfenheit der Welt Räuber und Mörder geworden sind. Der glücklichen Wahl des Stoffes entspricht das Geschick und die Kunst in Anlage und Aufbau der Handlung. Diese Handlung ist in Kürze folgende. Dem Fürsten Wladimir Daroff zu Dolna hat die Schwester seines Schlossverwalters Wajsil Silatschew in heimlicher Ehe einen Sohn, Boris, geboren, welcher nach dem Tode seiner Mutter im Glauben, Silatschew's Sohn zu sein, mit Wanda, der Tochter des letzteren, aufwächst. Die anmuthige Zephyre der noch geschwisterlichen Liebe der beiden geht in ein Liebespiel über, das hier und da einen Hauch aus dem Garten der Capulet spüren läßt. Der Jüngling entdeckt oder verräth sich der Geliebten, als er sie verlassen soll, um die Unverfäth von Moskau zu beziehen. Beeinträchtigt wird mir der Genuß

dieser schönen Stelle nur dadurch einigermaßen, daß Wanda gar zu sehr moralische Normalgestalt ist. Daß ein junges Mädchen ihren eben erst gewonnenen Geliebten, als er zärtlich wird, „streng“ abweist mit den Worten:

„Nicht also, Boris! Tausend Heldenthaten erwerben erst der Liebe hohen Preis (!) — du harre aus! Verdiane dir den Lohn, und laß mich thun, was mir die Pflicht gebet“ —

das ist unnatürlich und wirkt erkaltend.

Natürlich wird das Glück angefochten. Boris' hochmüthiger, ihm verhaßter Schulkamerad Sergei ist es, welcher Wanda ein Netz stellt. Nachdem der Sohn des Oherrichters den vermeinten Sohn des Schlossverwalters durch Versteckung um den wohlverdienten Ehrenpreis der Fakultät gebracht hat, welcher ihm eine glänzende Laufbahn erschlossen hätte, weiß er den Tieferschütterten durch einen geraubten Brief und ein geübendes Saphirkreuz in den Wahn zu versetzen, Wanda sei ihm ungetreu. Hier liegt eine Unwahrscheinlichkeit vor. Ein junges Mädchen, welchem der Feind ihres Geliebten einen Brief an dieien entrissen hat, wird sicherlich einen zweiten schreiben, auch wenn der Räuber schließlich versprochen hat jenen Brief zu bestellen. Dies Motiv hat nicht mehr Tragkraft als das Tschentuch Desdemona's. Sergei ist übrigens ein etwas schablonenhafter Böjewicht, die einzige Figur des Stückes, der man ihr Dasein nicht recht glaubt.

versunken sein. Ja, drin versunken ist er wohl, aber mit seinem eigenen Willen ebensowenig, wie aus Versehen . . . wie wär' er denn in Wind und Wetter da hinauf gekommen? Hingeschleppt hat man ihn, todt oder lebendig — und gethan haben kann's nur der eine, der allein Profit davon gehabt hat."

Mit immer größer werdenden Augen hatte Ewy zugehört; bei den letzten Worten stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und würde zu Boden gefallen sein, wäre nicht in diesem Augenblick eine Magd ins Zimmer getreten, die häftig zupringend sie in ihren Armen auffing.

Bestimmungslos wurde sie in ihr Zimmer gebracht; ihre Worte, als sie aus der Ohnmacht erwachte, waren: „Wulf, wo ist Wulf?"

Er war fortgeritten; sobald er zurückkehrte, wolle sie ihn sprechen, sagte sie. Bis dahin möge man sie allein lassen.

Als Wulf nach seiner Heimkehr auf die Nachricht von dem, was geschehen war, in Ewy's Zimmer eilte, fand er eine andere, als er vor wenigen Stunden verlassen hatte. Zitternd sahen die blauen Augen zu ihm auf, während er die zitternde Gestalt umfaßte, und mit bebender Stimme sagte sie, indem sie den Kopf an seine Brust legte: „Wulf, verzeih' mir! — Ich weiß alles und weiß, daß ich dir eine schlechte Frau gewesen bin, — verzeih' mir."

Sein Herz klopfte sich zusammen; er errieth, was sie meinte, aber noch wollte er nicht daran glauben.

„Mein Liebling, beruhige dich!“ bat er und zog sie an seine Seite auf das Sopha, von dem sie eben aufgestanden war. „Was hast du denn gethan, um dich so bitter anzulagen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist der Ton von ebemals, in dem du mit deiner kindischen Ewy sprechen mußtest," sagte sie. „O Wulf, das ist vorbei . . . das Leben ist so grau- sam . . ." Sie schauderte; aber im nächsten Augenblick hatte sie sich gefaßt, drückte sich fest in seinen Arm, und seine Hände mit beiden Händen umklammernd, fügte sie schnell und leise, ohne aufzusehen, hinzu: „Vater Reinholdt hat mir erzählt, wie böse Menschen Jochs Clamors Tod gebeutet haben."

Eine lange, bange Pause folgte; nur Wulfs Athemzüge waren zu hören.

„Sprich!“ stieß Ewy endlich hervor. „Warum sprichst du nicht?"

„Was kann ich sagen?“ murmelte er. Da hob sie den Kopf, und trotz der tiefen Dämmerung sah er die blauen Augen leuchten wie nie zuvor, in ernster, verständnisvoller, schmerzüberwindender Liebe.

„Mich um Verzeihung bitten, daß du so lange allein gelitten hast," antwortete sie.

Mit einem Jubelruf schloß er sie in die Arme. Er fühlte, daß das Kind zum Weibe geworden, und daß sie erst jetzt ganz sein eigen war.

„Ewy, wenn du Muth hast, ist alles gut!“ flüsterte er und küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Hände.

In stiller Seligkeit ließ sie ihn gewähren, aber plötzlich krampfte sich ihr Herz zusammen, ein Schauder ging durch

ihre Glieder, und mit jähem Erschrecken fuhr sie aus seinen Armen auf.

„Sieh . . . dort . . . dort!“ rief sie, nach der dunklen Ofen- ede starrend, mit gedämpfter Stimme, und indem ihre aus- gestreckte Hand langsam den Weg von da nach der Thür be- schrieb, fuhr sie in abgebrochenen Sätzen fort: „Er kommt — er ist es wirklich — o, ich kenne ihn wieder — für wen kommst du — für wen? — antworte mir — o, das Kind!“ Ohnmächtig brach sie zusammen.

12.
Angstvolle Tage und Nächte folgten; eine Weise schien Ewy's Leben gefährdet, und als ihre Jugendkraft den Sieg behielt, blieb eine krankhafte Reizbarkeit und Gemüths- verdüsterung zurück, die sie mit aller Willenskraft nicht be- meistern konnte. Bald sah sie, vor sich hinbrütend, stunden- lang unbeweglich, bald irrite sie, von Unruhe getrieben, durch Schloß und Garten.

Sie sah ein, daß es nothwendig gewesen war, dem Kleinen eine Amme zu geben, und doch war sie nicht imstande, sich darein zu fügen, fragte mit verzweiflungsvollem Weinen, daß ihr das Kind nur halb gehöre, und machte sich dann wieder bittere Vorwürfe über ihren Mangel an Ergebung.

Was aber die übrigen sowohl wie den Arzt am meisten ängstigte, war, daß Ewy jeden Abend von der Erscheinung des „Kleinen“ heimgesucht wurde. Wo sie auch sein konnte, im eigenen Zimmer, bei der Mutter, bei Wulf, im Garten, im Dunkeln oder bei Lampenlicht, plaudernd, lesend oder mit Handarbeit beschäftigt, — plötzlich sah man sie zusammen- schaudern, ihr Gesicht wurde blaß und starr, während ihre Augen langsam, aber wie gebannt einem unsichtbaren Etwas zu folgen schienen.

Der Arzt, der von vornherein Luftveränderung und Aufent- halt in anderer Umgebung verordnet hatte, erklärte endlich, daß nicht länger damit gezögert werden dürfe; aber die Aus- führung hatte ihre Schwierigkeiten. Evelin's Begleitung konnte nicht in Frage kommen; abgesehen von ihrer Unbeweg- lichkeit, mußte sie zur Beaufsichtigung des Kindes, von dem Ewy ebenfalls getrennt werden sollte, in Hohen Moor zurück- bleiben. Auch Wulf konnte nicht auf längere Zeit fortgehen. So schrieb er denn an den Onkel, schilderte Ewy's Zustand, fragte ihn, ob er das Opfer bringen wolle, die Kranke für unbestimmte Zeit in seinen Schutz zu nehmen, und erhielt um- gehend die telegraphische Antwort: „Erwarte mein liebes Kind, werde alles für sie thun."

Wulf fiel ein Stein vom Herzen, aber dann sagte er sich, daß das Schwerste noch bevorstehe: die Mittheilung an Ewy und das Bekämpfen ihres voraussichtlichen leidenschaftlichen Widerstandes.

Ein solcher erfolgte jedoch nicht; Ewy bezwang ihren Schmerz und erklärte sich zur Reise bereit. Dann schloß sie die Augen und legte den Kopf an seine Brust. Wie laut sein Herz schlug, sicherlich in Angst um sie, in Besorgniß vor ihrem Wider- streben! Das konnte und wollte sie ihm ersparen, und das nicht allein; auch die Möglichkeit, ihm in gewisser Weise zu helfen, stieg vor ihr auf und machte ihr die Reise zur Pflicht.

Der an seinem Lebensglücke verzweifelnde und über die Un- gerechtigkeit der Welt empörte Boris wird von einer nihilistisch gefärbten Gräfin, welcher er beim Durchgehen ihrer Pferde das Leben rettet, mit seinem Pylades Jwan für den Nihilismus ge- winnen. Es gelinget aber der höchst inympathisch gezeichneten schönen Nihilistin nicht, die Liebe ihres Retters zu gewinnen. An dem ergreifend geschilderten Reformismus, welcher die Seele Boris' erfüllt, scheitert ihr Reiz wie ihre Veredlichkeit. Nun wird die Gräfin verhaftet und nach Schloß Dolna gebracht. An ihrem Gelden fällt naturgemäß die Aufgabe zu, sie zu befreien. Von hier ab spielt sich die Tragödie mit erschütternder Kraft und Schnelligkeit ab. In einer Kabelle, wo ein Priester am Sarge von Darloff's Sohn aus erster Ehe wacht, machen die Ver- schworenen bei einem heftigen Gewitter Zuflucht. Boris spricht dem Priester gegenüber seinen verzweiflungsvollen Anglauben aus und wird durch seine Antwort erschüttert, aber nicht befehrt. Der Befreiungsplan wird verrathen. Militär wird bereit gehalten, ihn zu vereiteln. Tiefbewegt betritt Boris in der Nacht die Stätte seines Jugendglückes. Er ist voll böher Ahnungen und seine schlimmste Ahnung erfüllt sich. Sein Pflegerpater, welcher sich nicht binden lassen will, wird von einem Verdworenen erschossen, er selbst aber wird mit seinen Genossen gefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Fürst erfährt von dem sterbenden Waisk, daß sein Sohn unter den Gefangenen ist. „Durchbares Loos des Vaters und des Sohnes!" ruft der An-

glückliche aus, welchem das graumale Gesicht die Rolle des richtenden Brutus zuweist. Er bewahrt auch wirklich seine Römergröße der Kommission und selbst der stehenden Wanda gegenüber, dann aber siegt der Mensch über den Römer, genau wie bei Emil Franzos' Präsidenten. Aber als er im Gefängniß erscheint, um den Sohn zu befreien, ist ihm Wanda schon zuvor- gekommen, Wanda und — das Schicksal. Als das edle Mädchen den Geliebten, welcher sein Loos nicht von dem der Genossen trennen will, nicht zur Flucht bewegen kann, nimmt sie mit ihm, wenn auch gegen seinen Willen, Gift, wie auch die gefangene Fürstin durch Gift stirbt. Der Fürst findet seinen Sohn sterbend bei der todtten Geliebten. Der Sterbende verbißht mit seinem freudigen Unterlebensglauben sein eigenes Herz und das des Vaters. Die Tragödie klingt in weichen Accorden aus, nicht ohne eine starke Wirkung auf jedes empfindende Gemüth.

Die Sprache ist fast durchaus hochpoetisch — jenes tribale „Von dir ist jeder Wink Befehl" sieht vereinzelt — aber es will mir scheinen, als sei sie zu gleichmäßig erhaben. Nicht nur die hochgebildeten Personen des Stückes, den Wöwewich-Sergei eingeschlossen, reden die Schiller'sche Idealprache, sondern auch die ichtige Wanda und die Jofe der Fürstin Olga. Auch vermißt man im allgemeinen eine Widerspiegelung des Volksthumes in den Charakteren, oder richtiger im Naturreich der Personen, wie Schiller sie doch vor allem im Tell und im Demetriusfragment antreibt und zum Theil erreicht hat. Ebensovienig ist der Dichter ihm in

Wenn Dunkel Heinz Elamor mit ihr nach Hohen-Moor zurückkam, sich entschloß, fortan wieder hier zu leben, war damit das beste Zeugniß für Wulf gegeben. Das mußte sie durchsetzen, keine Ruhe wollte sie dem Oheim lassen, bis er ihren Bitten nachgab, und sobald er es that, kam sie wieder.

„Ich will alles thun, will deine tapfere, gute Frau sein!“ sagte sie, sich aus seinen Armen aufrichtend, und wieder leuchteten ihm ihre Augen entgegen wie in jener schönen, schrecklichen Stunde vor ihrem Erkranken.

Sie hielt Wort; schnell und umsichtig traf sie ihre Vorbereitungen und erklärte sich schon nach wenigen Tagen reisefertig. Der Abschied selbst war freilich so schwer, daß sie ihn kaum zu überstehen glaubte. Immer wieder lehrte sie um, die Mutter zu umarmen und noch einen einzigen letzten Blick auf das schlafende Kind zu werfen. Halb mit Gewalt mußte Wulf sie endlich fortziehen.

Graf Hohen-Moor erwartete sie am Genfer See. Nach beendigter Kur war er im Engadin gewesen, hatte sich, als es dort zu rauh wurde, in einer kleinen, einsam gelegenen Villa bei Kaufanne eingemietet und beachtliche, nachdem Evy ein paar Tage ausgeruht haben würde, mit ihr nach der Riviera zu gehen.

Ihr Aussehen erschreckte ihn; das Deckenröschchen, wie er Evy zu nennen pflegte, war bleich und matt geworden. Wulf aber meinte, als sich der Oheim darüber aussprach, nachdem Evy reisefähig zur Ruhe gegangen war, die Entfernung von Hause hätte ihr bereits gut gethan; die beängstigenden Erscheinungen waren ausgeblieben.

„Natürlich,“ fügte er hinzu, „der Spuk ist an Hohen-Moor gebunden, und wer weiß, ob er Evy nach ihrer Rückkehr nicht wieder heimlich. Ich bin in Versuchung gewesen, das alte Gemäuer mit seinen Gespenstern in Asche zu legen, oder auf und davon zu gehen.“

Graf Hohen-Moor ranzelte die Stirn. „Auch du scheinst krank zu sein,“ sagte er in seiner herben Weise. „Ein Soldat, und vor Spukgeschichten zurückweichen.“

„Was bleibt denn anderes übrig!“ fiel ihm Wulf ins Wort. „Weißt du etwa, wie man bergleichen packt, in die Flucht schlägt? Und wenn ich es nur mit Kobolden zu thun hätte, — aber es giebt Schlimmeres, das ebenso unsafahr ist. . . . Den Kopf senkend, fügte er kaum hörbar hinzu: „Man beschuldigt mich, am Tode Bobst Elamor's schuld zu sein.“

„Wer?“ rief Graf Hohen-Moor. „Ja, wer?“ gab Wulf bitter zur Antwort. „Ich weiß nicht, woher es kommt, nicht, wie weit es geht, und muß schweigen,

stillhalten, will ich nicht selbst zu seiner Verbreitung beitragen.“

Er verstummte; auch Graf Hohen-Moor schwieg. Er wußte keinen Rath gegen das neue Unglück. Wie der Tod des Sohnes erschien ihm auch dies als eine Strafe für das Unheil, das er einst verursacht hatte, und daß die Strafe an seiner Statt den Schuldlosen traf, war für sein stolzes Herz das schwerste. Aber während ihm kein Opfer zu groß gewesen wäre, um Wulf zu helfen, fand er keinen Ausdruck für sein tiefes Mitempfinden.

Ein hartes, kaltes Gesicht sah dem jungen Mann entgegen, als er nach einer Weile den Kopf erhob, und auf seinen schmerzlichen Anruf: „Ich ertrage es nicht, meinen Sohn mit diesem Erbtheil zu belasten. . . lieber fortgehen, Besitz und Namen aufgeben!“ antwortete der Oheim wie im Zorn: „Den Namen Hohen-Moor giebt man nicht auf!“ erhob sich und verließ das Zimmer.

Als sie sich wiedersehen, hatte Graf Hohen-Moor äußerlich das Gleichgewicht wiedergefunden, war herzlich gegen Evy, freundlich kühl gegen Wulf und ließ es sich angelegen sein, ihnen die Umgegend zu zeigen. Täglich machten sie im bequemen Wagen — Dampfschiff und Eisenbahn fand der Dunkel zu anstrengend für Evy — vielstündige Ausflüge. Der See bligte im herrlichsten Herbstsonnenschein; Dampfschiffe fuhrten mit Musik vorüber; buntbewimpelte Rähne schossen über die blaue Fluth, Freudenboote knallten, der beginnenden Lese zu Ehren, von den Weinbergen; in das Grün des Waldes mischten sich goldene und purpurne Tinten, von violettem Duft umhüllt lagen am jenseitigen Ufer die Savoyer Alpen mit ihren Eis- und Schneekronen in märchenhafter Schönheit — und doch flogen Evy's Gedanken immer wieder sehnsuchtsvoll der nordischen Heimath zu, wo jetzt, wie die Mutter schrieb, kalte Herbstnebel über den Mooren brauten, vor allem in ein kleines Gemach, wo unter Palmen und Dracaenen ihres Kindes Wiege stand. Oft war sie kaum imstande, an der Unterhaltung theilzunehmen, und statt sich einzugewöhnen, wurde sie immer trauriger, je näher der Tag heranrückte, an dem Wulf sie verlassen mußte.

Nur zu bald hieß es: „morgen.“ Hätte sie wenigstens mit dem geliebten Manne die letzten Stunden in Ruhe allein bleiben können, — aber der Dunkel hatte auch für diesen Nachmittag eine Spaziersfahrt angeordnet. Sie fügte sich, sah aber, als sie an einem stillen, ländlichen Wirthshause Halt machten, so bleich und erschöpft aus, daß Wulf sie bat, sich eine halbe Stunde zur Ruhe zu legen. Die Wirthin führte sie in ein stilles Hinterstübchen, und da es Wulf wünschte, streckte sie sich auf das Bett und schloß die Augen. (Schluß folgt.)

Ein Tag in einem afrikanischen Dorfe.

Einen solchen schildert der wegen seines Wirkens in Ostafrika rühmlichst bekannte Paul Reichard in der dem „V. T.“ zugehörigen Wochenschrift „Der Zeitgeist“ wie folgt: Eben steigt im Osten des sternentlaren Himmels langsam

das blasse Zodiakallicht empor und kündigt die nahende Sonne an. Fern im Wald tönt noch einmal der heulende Ruf einer heimziehenden Hyäne, und im Dorfe kräht der Hahn zum zweiten mal. Fledermäuse flattern hastig umher, nach Insekten

der Widerspiegelung des Landes gefolgt. In Rußland giebt es — das Beispiel ist ja klein und wäre an und für sich leicht, wenn es nicht charakteristisch wäre — keine „buntgefleckten Leoparden“, welche die „schöne Hindin greifen“, sondern das besorgen dort Bären und Wölfe. Ist es hier nicht, als ob der „byzantinische Tiger“ und der „numidische Löwe“ gute alte, mehr als zweitausendjährige Bekannte grüßen ließen? Die Sache ist vollkommen ernst gemeint. Der moderne Dichter, der von Schillers Ideal Sprache und vielleicht auch von der des Dichters der Hygiene ausgeht, soll dieselbe in der Richtung weiter bilden, in welcher schon Schiller selbst sie weiter zu bilden angefangen hat, in der Richtung auf das Charakteristische und Lebenswahre. Doch genug der Ausführungen! Das Gedicht und der Dichter vertragen sie. An Bühnenwirksamkeit, um welche es sich doch vor allem handelt, wird dieses edel gehaltene Drama durch das, was mir als Fehler erscheint, schwerlich verlieren. Hoffentlich haben unsere Leser bald Gelegenheit, das selbst zu erleben. Das Stück ist, so viel ich weiß, in Weimar schon in Vorbereitung und wird hoffentlich auch der halleischen Bühne nicht fremd bleiben.

A. Brieger.

* Von Julius Lohmeyer's „Deutscher Jugend“ (Verlag von Leonhard Simon in Berlin) ist eben ein neuer Band (der sechste der Neuen Folge) erschienen, der alle die Vorzüge aufweist, die auch seine Vorgänger ausgezeichnet haben. Spannende Erzählungen, unter denen Viktor Blüthgen's

„Epioner“, Julie Ludwig's „Wilddieb“ und „Donars Eichen“ von Stephanie Keyser besondere Erwähnung verdienen, wechseln mit Sagen und Märchen, mit Schilderungen aus dem Thier- und Pflanzenleben, mit Reisebildern, geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Skizzen. In letzterer Hinsicht wird das Leben und die Thätigkeit Rafael's, Chodowiecki's und Oskar Reisch's vorgeführt und durch zahlreiche Abbildungen erläutert. Der Bilderreichtum scheint uns in dem vorliegenden neuen Bande ganz besonders reich; wir zählen ungefähr 100 Illustrationen, darunter eine Reihe in vollen Farben ausgeführte Lithographien. Bei dem äußerst mäßigen Preise von 4 M. für den stattlichen und schön eingebundenen Band, können wir sorglichen Eltern, die ihren Kindern nur gediegene und für sie passende Lektüre in die Hand geben wollen, kein geeigneteres Geschenk empfehlen.

* Deutsche Kunst-Gewerbe-Zeitung. Illustrirtes Fachblatt für das dekorative Kunsthandwerk und Kunstgewerbe. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von S. Elzel und Dr. Edm. Benkhorn. 1. Jahrgang. Nr. 1. Die Deutsche Kunst-Gewerbe-Zeitung erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats. Jeder Nummer wird eine künstlerisch ausgeführte Beilage beigegeben. Der Preis beträgt vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für die anderen zum Westpostverein gehörigen Länder 3 M. 50 Pf. Der Inhalt der uns vorliegenden ersten Nummer, welche das neue Unternehmen als ein jeder Empfehlung würdiges erscheinen läßt, ist folgender:

haschend, und stoßen zuweilen ihren Leisten, aber scharfen Pfiff aus. Sonst herrscht allenthalben tiefste Stille.

Bald fliegen fahle Schimmer über den östlichen Himmel, keine aufziehende Wölkchen erglühen tief kupferroth, die Dämmerung hat begonnen. In 40 Minuten wird der Sonnenrand über dem Wald auftauchen.

Die Gegend ist auf viele Tagereisen ganz und gar flach. Inmitten einer weiten Rodung liegt ein kleines Dorf von dreißig bis vierzig strohgedeckten Hütten, mit einem hohen Palisadenzaun umgeben. Ein einziges Thor gestattet den Eingang.

Wir sind in Wjamuesi, östlich vom Tanganika. Das Dorf heißt Kafoma.

Regellos, ohne Symmetrie, sind die Hütten errichtet. Hier und da, wo ein kleiner Platz geblieben, erheben sich sonderbare, zweimannshohe Gerüste: auf vier krummen Stangen eine gedeckte, aus Baumrinde hergestellte Schlafsielle. Unter denselben glimmen am Boden Feuer und hüllen das Ganze in leichte Dampfswölken.

Diese Gerüste gewähren in der Nacht einigermaßen Schutz gegen die entsetzlich quälenden Miosito, welche bei beginnender Dunkelheit ihren Flug nicht mehr so hoch erheben.

Beim ersten lichten Schein kräht der Hahn zum dritten mal, und im Dorfe wird's lebendig. Hier und da wird mit scharremem Ton eine der aus Durrahsstroh hergestellten Thüren der Hütten beiseite geschoben. Schwarze Gestalten huschen aus der niederen Oeffnung. Von den Gerüsten steigen die Schläfer hernieder, und alle eilen fröstelnd im Dämmerlicht nach dem Thor. Wenn der kühle Morgenwind leise durch die Bäume des Dorfes fährt und die breiten Bananenblätter des kleinen Haines rauschen macht, schlagen sich die Schwarzen ihre Tuch- und Bambussegen fester um die Schultern. Männlein und Weiblein haben noch nicht Toilette gemacht und lassen den Körper von den Hüften abwärts nackt. Bei den Weibern präsentiren sich so die Unterkleider in Gestalt von gestickten, spaltenlangen Perlschürzen hinten und vorne. Der zuerst ans Thor gelangte nimmt den Pflock, der die Thüre verschlossen hält, heraus und öffnet dieselbe. Die niehohe Schwelle zwingt ihn, die Beine hoch aufzuheben, die nur bis zur Schulter reichende Oeffnung zum Rücken. Da dieselbe nicht einen halben Ellen breit ist, muß er sich noch seitwärts durchdrängen. Es entsteht so ein kleiner Aufenthalt, während dessen sich die nach und nach Ansammlenden mit einem mürrischen „Wangaluka!“ — „Wangaluka duhn, wangaluka ningwe!“ — „Wangaluka!“ begrüßen (wörtlich „Morgen!“ „Morgen, Euer Morgen?“ — „Morgen!“). Einer nach dem andern zwängt sich dann durch die Pforte.

Draußen vertheilen sich alle in möglichster Entfernung von einander in den Euphorbienhecken und der Bananenpflanzung des Dorfes, um die dort ringsum herrschende Unreinlichkeit noch zu vermehren.

Bald ist es nach der kurzen Dämmerung ganz hell geworden. Die Weiber ziehen mit ihren großen runden Thongefäßen zum Wasserschnappen nach dem gegrabenen Brunnen. Ihre erste Sorge ist, Wasser zum Waschen zu erwärmen. Schnell kocht

es auf dem offenen Feuer, welches im Innern der Hütte die ganze Nacht hindurch unterhalten wird.

Die Weiber und Mädchen und kleinen Kinder waschen sich in den Hütten, die Männer meist im Freien. Man benützt zu diesem Zweck das Kochgeschirr. Nach einander werden Hände, Gesicht, Körper und Füße sorgfältig gereinigt, das Trocknen der Luft überlassen. Wenn genügend Erdbuß- oder Ricinusöl vorhanden ist, wird der ganze Körper damit eingefettet und dann das Hüftentuch umgeschlungen, berart, daß es sich selbst ohne Gürtel oder Riemen hält. Bei Männern und Weibern bleibt der Oberkörper nackt; bei den ersteren reicht das Hüftentuch bis zum Knie, bei den letzteren bis zum halben Unter-schentel. In abseits gelegenen Weibern werden noch allgemein steife, rauhe Baststoffe getragen, welche infolge ihrer Steifheit sich plump und einformig um den Körper legen.

Ist der Körper gereinigt, so beginnt die wichtige Prozedur des Zähneputzens. Zuerst wird der Mund mit warmem Wasser ausgespült und mit dem Zeigefinger über die Zähne gefahren; dann werden die Zähne wenigstens eine halbe Stunde gebürstet, gerieben und gereinigt, jedoch ohne weitere Zubehilfenahme von Wasser, und zwar mit einem fingerdicken Holz, dessen zähe Fasern an einem Ende pinselförmig zerhaut sind und das so die Bürste ersetzt.

Den Wamjamesistämmen Ostafrika's ist Reinlichkeit nicht abzupreden. Sie benützen sonst noch jede Gelegenheit, sich zu waschen und zu baden, und halten auch Kleidung und Hütten sehr rein. Während der Zeit des Feldbaues, der Ernte oder auf Reisen fehlt allerdings manchmal die Zeit zur Pflege des Körpers.

So lange die Sonne noch nicht erwärmt, wird wenig gesprochen, denn der Neger ist bei Kälte, besonders aber bei Regen geradezu stupide und zu allem unfähig. Erst Wärme macht ihn munter, und er giebt sich dann seinem Hang zum Schwätzen und Lachen hin.

Ist der Pflege des äußeren Körpers Genüge gethan, so müssen die Weiber an die Bereitung des Essens denken. Bald ertönt denn auch ihr eintöniger abscheulicher Gesang beim Mahl-bereiten. Entweder reiben sie es knieend auf Reibsteinen, oder sie stampfen es zu Zwei und Drei in munterem Takt im Holzmörser. Ist das nöthige Quantum bereitet, so kochen sie rasch einen dünnen Brei, Ufi, als Morgenjuppe, wovon jedoch nur wenig genossen wird. Dann schreiten sie zur Herstellung des Mahles. In den kleinen Gärten, im Wald oder Feld wird etwas Gemüse gesammelt und dies ebenfalls zerstampft. Die Hauptnahrung ist das Ugalli. In kochendes Wasser wird Durrahs- oder Maismehl zu einer dicken, knetbaren Grütze, ohne allen Zusatz von Gewürzen oder Salz eingekocht, das Gemüse oder unreife Bananen, süße Kartoffeln oder Kormwurzel abgeseht, ebenso etwa vorhandenes gedörrtes Fleisch oder ein Huhn abgekocht. Braten oder Schmoren in Fett ist den Negern unbekannt.

Der Ugalli wird kegelförmig auf einem Strohteller aufgehäuft, Gemüse und Fleisch in dem Gefäß, in welchem es gekocht, Gemüße und alles zusammen auf einem geschnittenen Brett aufgetragen. Respektvoll, mit gebeugtem Knie, reichen es die

Programm. — Unsere Sprache. Von C. P.-n. — Unsere Wohnung von Einit und Zeit. Von Jacob von Falke. — Kunstgewerbe und Fortbildungsschule. I. Von D. Th. Müller-Jürer, Berlin. — Von der deutsch-nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in München. Von S. Clericus. — Die künstlerische Ausstattung unserer Wohnung. Von Julius Hoch. — Frauen-Abtheilung. — Bücherkunde des Kunstgewerbes. Von Julius Hoch. — Mannichfaltiges. — Bücherchau. — Büchermarkt. — Sonder-Beilage. — Uebersicht der Kunstsammlungen Berlins. — Briefkasten. — Zeichnungen und Abbildungen (Nr. 1-8). — Anzeigen-Theil.

* Bemerkungen zu dem Entwurfe eines Gesetzes betreffend die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Von D. jur. Richard Freund, Magistrats-Assessor zu Berlin. Berlin, J. J. Heines Verlag, 1888.

* Beurtheilungen von Jugend- und Volksschriften. Herausgegeben vom Prüfungs-Ausschuß des Anhaltischen Lehrervereins. Drittes Heft. Berbit. Selbstverlag des Anhaltischen Lehrervereins. In Kommission von Friedrich Galt's Buchhandlung, 1888.

* Eheuranken. Die Majorstüchter. Gräfin Judith. Der Name. Novellen von F. Kaltenhauser. Leipzig, Feodor Kleinboth.

* Dem Lichte zu! Gedichte von Waldemar Collef. Kommissionsverlag von J. F. Richter, Hamburg, 1888.

* Ingenieur-Kalender 1889. Herausgegeben von Th. Bedert und A. Polster. Verlag von Julius Springer in Berlin. Preis 3 M. Der uns vorliegende elfte Jahrgang dieses bekannten Kalenders hat trotz vielfacher Verbesserungen bei sorgfältigster Bearbeitung — verschiedene Kapitel sind ganz umgearbeitet worden — keine Vergrößerung seines Umfangs erfahren: er ist dasselbe handliche Taschenbuch in bequemem Taschenformat geblieben, wie sein Vorgänger, der Jahrgang 1888. Die stetige Zunahme der Fremde des Kalenders beweist, daß die Herausgeber das Richtige getroffen haben, als sie sich auf ein weites Maß beschränkten und den Ingenieuren ein Werk boten, das den Namen Taschen-Kalender auch wirklich verdient.

* Müller's Kurzbuch 1888 4. Heft, die Winterfahrpläne der Eisenbahnen und Posten enthaltend, ist soeben bei Schmorl & v. Seefeld in Hannover erschienen. Die Vorzüge dieses Buches, welches zugleich ein vielseitiges Nachschlagebuch mit allen möglichen nützlichen Nachweisen ist, sind allgemein bekannt, und wird auch dieses neueste Heft den alten Ruf bewahren und vermehren.

* Das Versammlungs- und Vereinsrecht Deutsch-Lands. Systematisch zusammengestellt von D. H. A. Mascher, Bürgermeister. Berlin, J. J. Heines Verlag, 1888.

Weiber den Männern dar, nebst einer Kalabasse Wasser zum Reinigen des Mundes und der Hände. Hastig verchlängen diese ihre Mahlzeit. Mit den Händen formen sie kleine Klöße aus dem Ugali, zumeilen mit dem Daumen ein Loch in einen solchen Kloss drückend, um damit das Gemüse zu schöpfen. Das Fleisch wird ebenfalls mit den Händen gefast. In zwei bis drei Minuten ist das Mahl beendet, und Mund und Hände werden wieder gereinigt. Die vollen, angeschwollenen Bäuche lassen deutlich erkennen, daß der Magen gefüllt ist, und ein kräftiges absichtliches Aufstoßen gilt, wie auch bei den Arabern, als Zeichen der Sättigung und zugleich als Höflichkeit gegen den Wirth oder die Hausfrau.

Die Weiber warten, bis die Männer fertig sind, und speisen dann mit den Mädchen abseits. Wirkwürdig ist, daß die Wanjamueji Eier als etwas Unappetitliches verabscheuen und ihre Weiber kein Hühnerfleisch genießen dürfen.

Unterdessen ist es 10 oder 11 Uhr geworden, und die Weiber haben jetzt Zeit, sich ihrer Toilette, speziell Frisur zu widmen. Die Schöne oder Häßliche hat schon am Tage zuvor ihre Freundin gebeten, ihr dabei behilflich zu sein, und geht, dieselbe abzuholen.

Watschelnden, schleppenden Ganges zieht sie dahin, sich bei jedem Schritt in die Hüften fallen lassend, und hebt die einwärts gekehrten Fußspitzen kaum vom Boden auf. Die eine Schulter wird etwas höher nach vorn gehalten, was den Eindruck macht, als sei sie durch Lasttragen an solche Haltung gewöhnt. Die Arme hängen schlaff an den Seiten hinunter. Ein solcher Gang wird als ungemein chic bewundert.

Die Freundin hat sich gerade eine Pfeife Tabak angezündet, indem sie mit einer feinen langen Zange vorsichtig eine glühende Kohle aufgelegt, und läßt zuweilen ihr etwa zehn Jahre altes Töchterchen einige Züge thun.

Ohne ein Wort zu sagen, läßt sich die Kommende halb in die Kniee sinken, streckt die Arme aus und klatscht leise in die Hände, worauf die andere dasselbe thut und ihr schweigend folgt.

Im Schatten der Hütte läßt sich die erste auf einen geschnitzten kleinen Holzschemel nieder; sie läßt sich die Pfeife, welche den türkischen ähnlich geformt ist, reichen, und die Toilette beginnt. Zunächst werden mit einer scharfen Pfeilspitze die Haare von einem Ohr zum andern über die Mitte des Scheitels in gerader Linie abrasirt, dann die stehengebliebenen Haare, welche als drei Finger dicker, dichter Wulst auf dem Kopfe liegen und nach den Seiten und dem Nacken verlaufen, mit einem sechsziinfingigen Holzkamme aufgelockert, nicht durchgekämmt. Hierauf wird so reichlich Del aufgeschossen, daß es über Gesicht, Hals und Nacken herabfließt. Derselbe Holzkamm wird dann kokett irgendwo eingesteckt. Denselben Dienst erweist sie dann der Freundin.

Während der ganzen Zeit wurde gekichert und geschwätzt. Das Thema dreht sich um häusliche Angelegenheiten, Klatsch und frivole Gespräche. Gelegentlich wird mit einem Vorübergehenden kokettirt, welcher sich ganz ungenirt nach den intimsten ehelichen Angelegenheiten erkundigt, und sichernd wird ihm bereitwilligst Auskunft ertheilt. Geheimnisse existiren in Afrika nur, wenn sie von niemandem gekannt sind.

Dort ruht sich in der Sonne ein Weib, an der Erde hockend, aus. Sie säugt ihr einige Monate altes Kind zugleich mit dem älteren dreijährigen und raucht natürlich dazu.

Einige kleine Mädchen spielen im Sande, die Beschäftigung der Mütter nachahmend, und ein paar Zungen nehmen immer wieder Anlauf zu einem Kriegsspiel, ohne jedoch jemals über die Anfänge hinauszukommen, und zerstreuen sich dann gelangweilt.

Die Männer haben jetzt, Ende September, wo alle Erntearbeiten beendet sind, gar nichts zu thun und hungern den ganzen Tag umher. Am Feuer sitzen trotz der Hitze ein paar gebrechliche, weißköpfige Alte, der eine schnupst, der andere raucht Hansf. Sie erzählen sich schon tausendmal gehörte Geschichten und das jährlich wiederkehrende Gerücht vom Einbruch der gewaltigen Mirambo.

Unter einem aus Stroh hergestellten Sonnendach sitzen und liegen junge Männer in der Nähe des Thores, zugleich Wache haltend, und lassen eine Hanspfeife kreisen, nach jedem Zug das häßliche, rohe Husten ausstößend.

Vom Felde her kommen ein paar Freunde, welche sich liebevoll die Arme um den Nacken geschlungen haben, und unterhalten sich lebhaft mit einem jungen Krieger, welcher vor einigen Tagen von der Küste zurückgekommen ist. Auf einem primitiven Instrument spielt er schon etwa eine Stunde immer denselben Takt.

Ein anderer schnitz Lanzen und Pfeilschäfte.

Aus einer entfernten Ecke des Dorfes tönen helle Hammerschläge. Ein Fundi (Meister) ist mit Bereiten von Baststoff beschäftigt, indem er mit einem Hammer aus Ebenholz Baumbast so lange bearbeitet, bis er ganz weich geworden ist.

Dazwischen laufen Hühner umher und picken beim Mehlstampfen zu Boden gefallene Körner, und einige Hunde fressen gierig die überaus nahrhaften feinen Häutchen, welche die Weiber beim Enthüllen der Durrah zum Reibrich geworfen haben.

Je höher die Sonne steigt, um so stiller wird es im Dorfe, und die meisten Männer halter jetzt eine kleine Siesta, um sich vor Faulenzen auszuruhen.

Plötzlich wird die gemüthliche Stille durch gellendes Geschrei und die schimpfende Stimme eines Mannes unterbrochen. Kidulu (das Zebra), der Sohn des Zanago, des Dorfältesten, hat am lichten Tage, von einer kleinen Reise zurückgekehrt, sein ungetreues Weib Kasinde (die mit den Füßen zuerst Geborene) mit dem strammen Paramoto in seiner Hütte getroffen; diesen aber als den Stärkeren wohlweislich laufen lassen. Er hätte eigentlich das Recht gehabt, ihn in diesem Augenblick zu tödten. Sein Weib hatte er durch ein paar tüchtige Ohrfeigen zu dem gellenden Schreien veranlaßt. Jetzt läuft er mit Gewehr und Lanze bewaffnet im Dorfe umher und schlägt wüthend mit einem Stocke auf die Erde, Pfosten und Dächer der niederen Hütten, bis ihn einige Freunde festhalten.

„Ich werde ihn erschießen und speißen, den Hund, den Zauberer!“ und ein Schwall nicht wiederguhender Schimpfsworte ergießt sich über seine Lippen. „Tungula nänä! (haltet mich) sonst tödte ich mein Weib,“ schreit er bei ihrem Anblick. Doch diese kennt Kidulu, und von ihren herbeigeeilten Freunden umgeben, entschuldigt sie sich, verlegen lächelnd: „I i — — seh, Kidulu msähawo“ (Kidulu ist ein alter Mann), was ein ungeheures Hallo hervorrief, denn Kidulu ist höchstens 30 Jahre alt. Da Kasinde die Lacher auf ihrer Seite hat, zieht sich Kidulu grollend zurück, ohne jedoch vorerst seine Hütte zu betreten. Erst nach monatelangen Unterhandlungen wird der Streit geschlichtet, indem Paramoto eine hohe Summe als Entschädigung in Stoffen zahlt und zur Sühne eine Ziege opfern muß, mit deren Blut das entweihte Ehebett und die Schwelle der Hütte besprengt wurden. Nun erst bezog Kidulu sein Heim wieder.

Nachdem so etwas Ruhe in die Gemüther gekommen ist, müssen die Weiber wieder mit dem Bereiten von Mehl zur Abendmahlzeit beginnen. Mit einem gewissen Zubehagen gehen sie auseinander, denn sie haben Stoff zum Klatschen für wenigstens ein halbes Jahr, die Männer ziehen nach dem Walde, um Brennholz zu holen, denn ohne Feuer kann der Meger die Nacht nicht zubringen. Es ist für ihn ebensolches Bedürfnis wie die Nahrung.

Gegen sechs Uhr bei Sonnenuntergang strömt alles wieder dem Dorfe zu, welches friedlich in der Abendbeleuchtung daliegt. Vom Walde her kommen die Männer und auch einzelne Weiber mit schweren Holzlasten. Frauen und Mädchen tragen ihre Thonkrüge auf dem Kopf, um Wasser zu schöpfen. Ein kleiner Junge treibt die meckernde Ziegenherde des Dorfältesten ins Dorf.

Schnell senkt sich wieder die Dunkelheit über die Landschaft. Im Dorfe sieht man wieder die einzelnen Familien ebenso hastig wie am Morgen ihre Mahlzeit einnehmen, wobei zuweilen ein zufällig Vorübergehender zum Zugreifen eingeladen wird und sich auch nicht lange nöthigen läßt.

Ist die Dunkelheit eingebrochen, so versammeln sich sämmtliche Dorfbewohner auf dem kleinen Platze, der mit Ficusbäumen bestanden, zu dem im August und September täglich stattfindenden Himbiji (Chorgesang). Um glimmende Kohlenfeuer sitzen sie an der Erde. Es ist heute abend ein berühmter Vorsänger aus der Hauptstadt des Landes mit vielen Neuzugewandten gekommen und hat von Kriegen erzählt, von Europäern, welche im Anzuge sind, und dabei natürlich aus einer Wücke einen Elefanten gemacht. Endlich erzieht er einen der Bäume, und mit rauher Stimme beginnt er eine Strophe seines neuen Textes. Der Chor fällt einstimmig in die erst jetzt zur Wirkung kommende Melodie. Und sie singen ganz schlerlos und so fest im Takt, wie der bestgeschulte Gesangs-Chor. Die Wanjamueji haben ein natürliches Gefühl für Harmonie und kennen unbewußt den Generalbass, denn sonst könnten sie nicht so richtig die erste Stimme begleiten. Wie das jubelt, hervor-

quillt und in schönen Accorden klingt! Nur der Schluß ist immer merkwürdig abgebrochen und läßt ganz und gar unbefriedigt. Natürlich klingen die Stimmen rau und unschön, besonders in der Nähe. Der Text behandelt die sonderbarsten und gleichgültigsten Dinge, zum Beispiel rufen sie den Häuptling an und versichern, seine Kinder zu sein. Oder ein anderes mal hörte ich nach einem Streit, den ich mit den Schwarzen der Hauptstadt hatte, folgenden Text: Der Europäer ist böse, er hat den Knaben des Häuptlings gefangen genommen, in Ketten in sein Haus gelegt, und vor Angst hat der Junge

sein Hüftentuch naß gemacht, was allerdings den Thatsachen entspricht.

Der Gesang dauert etwa zwei Stunden, bis sich die meisten ermüdet entfernt haben, und bald wird der ganze Platz still. Einige muthwillige Jungen und Mädchen versuchen noch einen Tanz zu arrangiren, doch bald zerstreuen auch sie sich. Heller Mondschein ergießt sich über die Dächer, die Fledermäuse schwirren wieder durch die Luft, und bald herrscht die tiefste Stille im schlummernden Dorf.

Land- und Hauswirthschaft.

Ist die Verwendung von Peruguano bei dem jetzigen Preise desselben empfehlenswerth?

Dem Landwirth wird der Peruguano vorzugsweise angeboten als „aufgeschlossener Peruguano“ mit 7 Proz. Stickstoff, 10 Proz. löslicher Phosphorsäure, 2 Proz. Kali und als „roh gemahlener Peruguano“ mit 7 Proz. Stickstoff, 14 Proz. Phosphorsäure, 3 Proz. Kali.

Der aufgeschlossene Peruguano besteht aus einer Mischung von Peruguano, Schwefelsäure und schwefelsaurem Ammoniak. Außerdem wird — in gleicher Weise wie bei der Herstellung anderer Ammoniak-Superphosphate — bei der Fabrikation häufig noch Gyps beigelegt, um das Gemenge der Düngstoffe genau auf den garantirten Gehalt „herunterzubringen“. — Der „aufgeschlossene Peruguano“ ist demnach ein Gemisch verschiedener Stoffe, welches sich von den gewöhnlichen Ammoniak-Superphosphaten kaum unterscheidet. Die Annahme ist noch immer weit verbreitet, daß der aus Peru zu uns kommende Dünger besser wirken soll als derjenige, welcher aus andern Ländern herkommt. Dies ist ein völlig unberechtigtes Vorurtheil, welches von den Verkäufern des Peruguano lediglich dazu benutzt wird, um hohe Preise zu erzielen im Vergleich zu anderen Düngstoffen. 1 kg wasserlösliche Phosphorsäure hat in dem einen Kunstdünger denselben Düngewerth wie in einem andern, vorausgesetzt, daß der Dünger von trockener, gut fireubarer Beschaffenheit geliefert wird. Dem Landwirth kann es ganz gleichgültig sein, ob das Rohmaterial, welches zur Herstellung der wasserlöslichen Phosphorsäure dient, aus Peru, aus Australien, aus Belgien oder aus Deutschland herkommt. — Ebenfalls hat das in Form von Peruguano gelieferte Ammoniak genau denselben Düngewerth wie dasjenige, welches in den Gasfabriken erzeugt wird. Letzteres ist nur wesentlich billiger.

Zur Zeit bezahlt man 100 kg aufgeschlossenen Peruguano mit mindestens 18 M. 80 Pf., es kostet demnach je ein kg des darin enthaltenen

Stickstoffs	= 165 Pf.
Phosphorsäure	= 66 "
Kali	= 33 "

Zu dem hinsichtlich seiner düngenden Bestandtheile völlig gleichwerthigen Ammoniak-Superphosphat bezahlen wir dagegen:

1 kg Stickstoff	mit 150 Pf.
1 " Phosphorsäure	" 60 "

Wollen wir außerdem Kali verwenden, so steht uns im Kauf mit das Kali mit 27 bis 30 Pf. pro kg zur Verfügung. Die Preisunterschiede sind ganz erheblich. Wenn wir durch Ankauf von Ammoniak-Superphosphat statt aufgeschlossenen Peruguano an jedem kg Stickstoff 15 Pf., an jedem kg Phosphorsäure 6 Pf. sparen können, so macht dies bei einer ganzen Waggonladung (200 Ctr.), welche 700 kg Stickstoff und 1000 kg wasserlösliche Phosphorsäure enthalten soll, = 165 M. aus.

Noch wesentlich geringer sind die Düngungskosten, wenn wir Chilisalpeter, Thomasschlacke und ähnliche Düngstoffe in richtigen Mengen anstelle des aufgeschlossenen Peruguano verwenden. Bei der vorhin angegebenen Berechnung kam es uns nur darauf an, die Preisunterschiede zweier, in ihrer Wirkung völlig gleichwerthiger Mischdünger anzugeben.

Eine andere Sorte Peruguano ist der sogenannte rohe gemahlene mit 7 Proz. Stickstoff und 14 Proz. Phosphorsäure.

Die Handelswaare wird hergestellt durch Zusammenmischen verschiedener Sorten von Peruguano, in der Regel unter Beigabe von schwefelsaurem Ammoniak, um dadurch den Stickstoffgehalt auf 7 Proz. zu bringen. Die Beimengung des leicht löslichen Ammoniaks ist keineswegs eine Verschlechterung. Der hierdurch zugeführte Stickstoff hat denselben Werth wie der im Guano natürlich enthaltene, welcher ebenfalls größtentheils in Form von Ammoniak darin vorhanden ist.

Ueber den Wirkungswerth des rohen Peruguano im Vergleich zu anderen Handelsdüngern ist man lange Zeit im Unklaren gewesen. Peruguano wird seit mehreren Jahrzehnten gebraucht. Durchblättern wir die landwirthschaftlichen und agrarisch-chemischen Zeitschriften der letzten 30 Jahre, so finden wir auffälligerweise keinen einzigen vergleichenden Düngerversuch, durch welchen die Höhe der Erträge an Ernteprodukten genau festgestellt ist, welche nach Düngung einerseits mit rohem Peruguano, andererseits mit sonstigen Handelsdüngern erhalten wurde. Man hielt solche Versuche für überflüssig, weil die Ansicht allgemein verbreitet war, Peruguano sei der beste Handelsdünger.

Erst in neuerer Zeit wurde durch sehr zuverlässige Versuche der Nachweis geliefert, daß diese Ansichten falsch sind, und der Landwirth in der Lage ist, viel besser wirkende Düngstoffe erheblich billiger zu kaufen. Ob der vor 20 oder 30 Jahren in den Handel gebrachte Peruguano wesentlich besser gewesen sein kann wie die jetzige Handelswaare, ist eine Frage, die uns hier nicht berührt; wir wollen nachstehend nur von dem Guano sprechen, der jetzt den Landwirthen angeboten wird. Derselbe enthält als wichtigste Werthbestandtheile 7 Proz. Stickstoff und 14 Proz. Phosphorsäure. Vorhin haben wir schon bemerkt, daß der größte Theil des Stickstoffs in Form von Ammoniak im Peruguano enthalten ist, und unterscheidet sich dieses Ammoniak hinsichtlich seines Düngewerthes in keiner Weise von dem viel billigeren Ammoniak anderer Handelsdünger. Meinungsverschiedenheiten über die Wirkung des Peruguano können nur bezüglich der Phosphorsäure bestehen, die sich in die Frage zuspitzen: Welchen Düngewerth hat die Phosphorsäure des roh gemahlenen Peruguano im Vergleich zu derjenigen der Superphosphate, der Thomasschlacke und anderer Düngstoffe?

Diesbezügliche Düngerversuche haben folgendes ergeben: Von 100 Pfd. der in den Boden gebrachten Phosphorsäure wurden durch ganz verschiedene, zu den Versuchen benutzte Feldfrüchte und unter wechselnden Bodenverhältnissen durch schnittlich aufgenommen:

Phosphorsäure, gegeben in Form von:	Im ersten Jahre nach der Düngung:	Im zweiten Jahre nach der Düngung:	Zusammen:
Superphosphat	63	30	93
Thomasschlacke (75 Proz. Feinmehl)	36	27	63
Roher Peruguano (in völlig unverändertem Zustande)	22	9	31

Die Wirkung, und namentlich die Nachwirkung der in Form von Peruguano gegebenen Phosphorsäure ist eine geringe. In den ersten beiden Jahren nach der Düngung bringen 100 Pfd. Phosphorsäure in Form von Superphosphat annähernd dieselbe Wirkung hervor wie 200 Pfd. Phosphorsäure in Thomasschlacke, oder 300 Pfd. Phosphorsäure im rohen Peruguano. Etwas günstiger stellt sich das Verhältniß für den Guano, wenn wir nur das erste Jahr der Düngung

berücksichtigen, in welchem der Landwirth den größten Theil der für den Dünger erforderlichen gewissen Ausgaben mit guten Zinsen zurückerstattet zu haben wünscht.

Wir werfen die Frage auf: Welchen Geldwerth hat die Phosphorsäure in den drei genannten Düngstoffen, wenn wir nur die Wirkung im ersten Jahre der Düngung berücksichtigen? — Obige Zahlen geben die Antwort: Kostet im Superphosphat 1 kg lösliche Phosphorsäure 63 Pf., so ist die gleiche Menge im rohen Peruguano nur 22 Pf., und in fein gemahlener Thomasschlacke 36 Pf. werth. Uebertragen wir dieses Werthverhältniß auf die jetzt üblichen Marktpreise des Superphosphates, so ergibt sich folgendes:

Bei einem Preise der Superphosphat-Phosphorsäure von	Es würde werth sein:		
	1 kg Phosphorsäure in Form von: rohem Peruguano:	fein gem. Thomasschlacke:	
60 Pf.	21 Pf.	34 Pf.	
55 "	20 "	31 "	
50 "	18 "	28 "	

In runden Zahlen würde man also den Geldwerth der Phosphorsäure im Guano zu 20 Pf., in der Thomasschlacke zu 30 Pf. pro kg annehmen können. Die augenblicklichen Marktpreise des Peruguano und der Thomasschlacke stehen zu diesen thatsächlichen Geldwerthen in einem merkwürdigen Verhältniß. Der Landwirth bezahlt für 1 kg Phosphorsäure im Peruguano 50 Pf. (Düngewerth = 20 Pf.), für 1 kg Phosphorsäure in Thomasschlacke 16½ Pf. (Düngewerth = 30 Pf.). Wir sehen hieraus, daß die Summen, welche der deutsche Landwirth durch Ankauf von Peruguano vergendet, außerordentlich groß sind, und die Verwendung des Peruguano nicht empfehlenswerth erscheint.

Zur Hühnerzucht.

Mancher Landmann hat eine Masse Hühner, aber erhält dennoch verhältnißmäßig wenig Eier, wenn er nicht versteht, die guten Hühner von den schlechten auszuwählen und bloß die letzteren zur Zucht zu behalten. Ein genauer Beobachter kann leicht ein gutes Gehege von einem schlechten unterscheiden. Das erste Zeichen liefert der Kamm und Bart. Je dunkler dieselben zur Zeit, wenn die Hühner Eier legen, sind, um so bessere Eierleger sind die Hühner. Mittelmäßige und schlechte Vegerinnen haben mehr bläulich gefärbte Kämme und Bärte, während ihre Ohrenschneiben schmutzig, weiß und gelblich roth sind. Unter das Hühnerfutter eine hinreichende Menge Eierschalen oder Kalk gemengt, bewirkt nicht nur ein begieriges Fressen derselben seitens der Hühner, sondern die letzteren legen auch mehr Eier als sonst. Eine gut genährte Henne ist imstande, eine Menge Eier zu legen, jedoch kann sie dies nicht ohne das nöthige Material zur Schale, wenn ihr Futter auch sonst noch so nahrhaft ist, und muß damit ganz aufhören, wenn sie nur mit kalkreichem Futter und Wasser ernährt wird.

Behandlung der Saatzwiebeln.

Das Aufbewahren von Saatzwiebeln in Säcken oder Kisten in der Nähe des geheizten Ofens hat sich als äußerst vortheilhaft erwiesen. Nach darüber angestellten Versuchen wird dadurch die Neigung zur Schößbildung wesentlich unterdrückt und das Wachstum der Zwiebeln befördert. Die Beobachtungen und die Ernten zeigten, daß der Erfolg des Ausdörrens zunächst bei großen Zwiebeln darin besteht: 1. Daß die Wachstumsfähigkeit gewisser Organe erheblich vermindert, zum Theile ganz unterdrückt wird. 2. Die Verminderung oder Aufhebung der Wachstumsfähigkeit der Zwiebelachsen hat eine ungewöhnliche Förderung des Wachstums der Laubblätter im späteren Zeitraume zur Folge. 3. Aus derselben Ursache hat sich auch die Verstockung vermindert, allerdings in nicht sehr beträchtlichem Grade. Bei kleinen Zwiebeln zeigte sich die Dörrung von geringstem Einflusse. In praktischer Beziehung erweist sich das Dörren der Zwiebeln als sehr vortheilhaft, selbst in trockenen Lagen und Jahrgängen, indem bei Zwiebeln jeder Größe sich dadurch die lästige Erscheinung des Schößens vermindert. Wenn das Dörren sich nun zwar nur bei größeren Zwiebeln als vortheilhaft erwiesen hat, so ist es darum doch zu empfehlen, jedenfalls sollte man es auf einen Versuch ankommen lassen, da Nachtheile bei demselben ja ganz ausgeschlossen sind, dieselbe im Gegentheil nur Vortheile bringt.

Die Behandlung der Brandwunden der Obstbäume.

Zur Desinfektion der Brandwunden an Obstbäumen ist Holzessig zu empfehlen, welcher in jeder Apotheke käuflich ist. Die Brandwunde wird zunächst bis auf das gesunde Holz ausgehauen, dann einige Mal mit einem Schwämmchen bestrichen

welches man an einen Stock gebunden und in Holzessig eingetaucht hatte. Die Wunde überwallt sehr schnell. Mit ebeno gutem Erfolge ist das Verfahren bei frischen Schnittwunden anwendbar, wie dieselben z. B. durch Abnehmen größerer Äste entstehen. Wenn man die Wunde einige Male mit Holzessig überstreicht, so verklebt sich dieselbe sofort, ohne daß man zu befürchten braucht, daß dem Baume dadurch Schaden zugefügt wird.

Vereitigung von Weintraubengelé aus unreifen Trauben.

Es dürfte noch wenig bekannt sein, daß sich die unreifen Weintrauben sehr gut zu Gélee einfechten lassen, da man dies Verfahren sonst wohl häufiger anwenden würde als dies bisher geschehen ist. Das Verfahren selbst ist folgendes: Die Trauben werden abgeknippt, die Beeren dann sorgfältig von den Stämmen geschüttelt, alle verdorbenen ausgelesen, die guten in einen Topf gethan und mit wenig Wasser langsam zum Kochen gebracht. Wenn sie genügend gekocht haben, nimmt man sie vom Feuer und läßt sie erkalten. Dann füllt man sie in einen leinenenbeutel und preßt sie aus. Den so gewonnenen Saft gießt man nun wieder in einen emaillirten Topf und setzt Zucker hinzu. Der Zuckersatz richtet sich nach der Reichthum der Trauben; sind dieselben noch unreif und sauer, dann muß man zu einem Liter Saft 300 g Zucker hinzufügen. Bei vollständig reifen, süßen Trauben ist kein Zuckersatz erforderlich, ebenso sind Gewürze z. B. überflüssig. Dann kocht man den Saft langsam unter fortwährendem Abschäumen zu einer homogenen Masse genügend dick ein. Hierauf füllt man das Gélee in Gläser und läßt es erkalten, dann bindet man die Gläser zu und hebt sie zum Gebrauch an einem kühlen Orte auf. Man kann dem Saft vor dem Kochen mit Vortheil noch mit dem süßen Birnen ausgepreßten Saft mischen, da man auf diese Weise Zucker spart. Nach obigem Rezept wird es nun möglich, die unreifen Weintrauben, denen sonst im großen und ganzen wenig Beachtung geschenkt wurde, iodaß dieselben meistens am Stocke hängen bleiben und dort verfaulen oder erixoren, noch recht vortheilhaft auszunutzen und zu verwenden. Denn das Gélee aus den Weintrauben hat einen noch besseren Geschmack als Apfelgélee, weshalb wir den Hausfrauen nur raten können, einen Versuch damit zu machen, um sich von der Vorzüglichkeit desselben zu überzeugen.

Eier zu konserviren.

Es giebt zwar schon viele Methoden, um Eier möglichst lange Zeit frisch zu erhalten, doch haben sich dieselben fast alle in mehr als einer Beziehung als unzuverlässig erwiesen. Das nachstehend beschriebene Verfahren soll nun ein ganz sicheres und zuverlässiges sein, weshalb wir glauben, unseren Lesern dasselbe nicht vorenthalten zu dürfen. Man löst zu diesem Zweck ein Drittel Biennenwachs in zwei Drittel warmem Olivenöl auf und bestreicht das ganze Ei vollständig damit. Die Eierschale absorbiert allmählig das Öl und ihre Poren werden mit Wachs angefüllt und auf diese Weise luftdicht verschlossen. Es wird versichert, daß selbst nach zwei Jahren so präparirte Eier noch wohlriechend sind, wenn solche nicht an einem zu warmen Orte aufbewahrt werden.

Mittel gegen die Staupe.

Um Hunde vor der Staupe zu bewahren, wird vielfach ein ganz verkehrtes Mittel dagegen angewandt, indem dem jungen Hunde, einem geborenen Fleischthiere, seine natürliche Kost, das Fleisch, entzogen wird, und er dafür mit der dem Hunde unzutraglichen Pflanze, der Kartoffel, großgezogen werden soll. Meist wird der Hund bei dieser kraftlosen und schädlichen Kost schwach, elend und krank und krepirt dann, weil er fast gar kein Fleisch bekommen hat. Wer seinen jungen Hund ohne Staupe groß bekommen will, der gebe ihm wenig Kartoffeln, aber recht viel rohes Fleisch, die Krankheit wird dann an dem Hunde fast spurlos vorübergehen, und nur hin und wieder wird seine warme Nase eine Indisposition verrathen, ohne jedoch seiner Winterzeit viel Abbruch zu thun.

Ungeziefer aus dem Keller zu vertreiben.

Als bestes Vertilgungsmittel gegen Kellerasseln und Tausendfüßler, diese im Keller so häufig vorhandenen, unliebsamen Gäste, ist das Aufstellen von Birken, welche man anrechtend im Keller an verschiedenen Stellen vertheilt, zu empfehlen. Dieselben werden mit Vorliebe von diesem Ungeziefer angeleuchtet und als Zufluchtsort benutzt. Schüttelt man nun von Zeit zu Zeit die Birken aus und tritt die herausfallenden Thierchen todt oder taucht sie schnell in heißes Wasser, so kann man auf leichte Weise die Tausendfüßler und Kellerasseln vertreiben, ohne viel Mühe und Kosten dadurch zu haben.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 318.

Von F. Tavernier in Bolton, England.

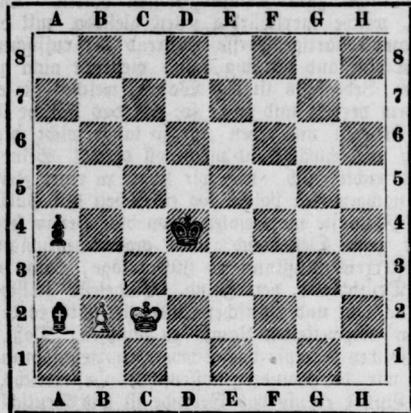
(Im Problemturnier den „Yenowine's Sunday News“ preisgekrönt.)



Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Endspiel Nr. 38.

Stellung einer zwischen F. Metzger (Weiß) und S. Paulsen (Schwarz) auf dem Nürnberger Kongresse gespielten Turnierpartie



(2 + 2.)

Paulsen am Zuge spielte 1. ... Kd4-c4, worauf die Partie durch 2. b2-b3+ a1-b3: 3. Ke2-b2 remis wurde. Wie nachträgliche Analysen ergaben, konnte Schwarz die Partie in obenstehender Stellung durch ein feines, verstaßt liegendes Manöver gewinnen. (Deutsche Schachzeitung.)

Lösungen.

Aufgabe Nr. 311. Von Johannes Obermann (†) in Leipzig. Weiß (10): Ka3, Dh1, Te6, Sc5, Bb5, e2, d2, d6, e3, g2; Schwarz (4): Kd5, Bb6, d7, e5; 3 Züge.

- | | | | |
|--------------------|------------|-----------------|-------------|
| 1. Dh1-b1 | a7-e6: | 1. | b6-c5: |
| 2. Sc5-e4 | Kd5-e4; c4 | 2. e2-e4+ | Kd5-e6; c4: |
| 3. e2-c4, Db1-b3+. | | 3. Db1-f5, b3+. | |

- | | | | |
|-------------|----------|-----------------|---------------|
| 1. | Kd5-c5: | 1. | e5-e4 |
| 2. e3-e4 | beltebig | 2. Dh1-b4 | d7-e6; b6-c5: |
| 3. Db1-b4+. | | 3. Db1-d4, e4+. | |

Nr. 312. Von F. Ortina in Suedfin. Weiß (5): Ka2, Dd5, Lg3, Sc5, Bb3; Schwarz (4): Kb5, Bb7, c7, h4; 3 Züge.

- | | |
|--------------|-----------------|
| 1. Dd5-e4 | h4-g3: (Kb5-b6) |
| 2. Sc5-d7(+) | beltebig |
| 3. De4-a4+. | |

- | | | | |
|-------------|----------|-------------|---------|
| 1. | Kb5-c5: | 1. | b7-b6 |
| 2. Lg3-c7: | beltebig | 2. De4-a4+ | Kb5-c5: |
| 3. De4-c4+. | | 3. Da4-c4+. | |

Nr. 313. Von E. J. Winter in Groydon. Weiß (7): Ka1, Dh7, Lg3, Sc3, g2, Bc5, e5; Schwarz (4): Kd4, Bb5, g3, g4; 3 Züge.

- | | | | |
|---------------------|------------|---------------------|------------|
| 1. Ka1-b1 | Kd4-c5: | 1. | Kd4-e5: |
| 2. Dh7-a7+ | Ke5-c6, b4 | 2. Dh7-e7+ | Ke5-f5, d4 |
| 3. Lg3-d5, Sc3-a2+. | | 3. Lg3-h7, De7-c3+. | |

- | | | | |
|-----------------|---------------|-----------------|----------|
| 1. | Kd4-c3: | 1. | b5-b4 |
| 2. Dh7-c4 | b5-b4, Kc3-d2 | 2. Dh7-h6 | beltebig |
| 3. De4-c3, e2+. | | 3. Dh6-d6, e3+. | |

Für die Redaktion verantwortlich: F. R.: Dr. H. Hoff in Halle.

Nr. 314. Von Desiderius Pap (†) in Wislole. Weiß (6): Ke2, Te4, g6, Sf4, f6, Be3; Schwarz (3): Kf5, Be5, g7; 3 Züge.

- | | | | |
|-----------------|----------------|-------------|--------|
| 1. Sf6-d5 | Kf5-e4: | 1. | e5-f4: |
| 2. Sd5-e3 | Ke4-f4; e5-f4: | 2. Sd5-e7+ | Kf5-e4 |
| 3. Tg6-g4, e6+. | | 3. Tg6-e6+. | |

Richtige Lösungen gingen ein von Com. Blau in Halle und Rich. Güder in Giebichenstein.

Räthsel.

Steigerräthsel.

Von F. in Halle.

Als einst die Wasser tosten
An ungeheuren Schwall,
Dampfbrügend sich ergoßien
Weit über Berg und Thal, —

Da saß im schwanken Schiffe
Der erste Grad in Roth,
Und wahrte kaum sein Leben
Vor grauem Wassertob.

Doch als die Fluth vorüber,
Da wuchs ihm rasch der Muth,
In freudem Thum beschimpfte
Er fast sein eigen Blut. —

Derselbe Grad bedeutet
Auch eine deutsche Stadt,
Die einst viel harte Kämpfe
Ruhmvoll bestanden hat.

Doch im Westfalenlande
Lohnt jetzt der Kriegsruf nie;
Jetzt blüht die alte Feste
Durch reiche Industrie.

Noch eine andre Feste
Kennt dir dasselbe Wort,
Ihr Name zieht dein Sinnen
Zum fernen Frankreich fort.

Die düstern Mauern hielten
Gefangen manchen Mann,
Die edelste der Jungfrau'n —
Den größten Charlatan.

Die Jungfrau blieb gefangen,
Der andre ist entflohn,
Ihm benannten keine Mauern
Den Weg zum Kaiserthron. —

Im zweiten Grade dente
Ein nützlich Werkzeug dir,
Einst auch im Kriege fürchtbar,
Der allen Sachsen Bier.

Es war des Gottes Zeichen,
Im Bligtrahl offenbar —
Doch muß' dem Kreuz es weihen,
Das ihm — so ähnlich war;

Das Wort des dritten Grades —
Gar wohl bekannt ist's dir, —
Wagst es im Felde jucken:
Ein kleines Nagethier.

Des Theres's Sitten haben
Für uns besondern Preis:
Sind sie ein Bild des Sparens?
Sind sie ein Bild vom Geiz?

Arithmogriph.

Von —.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	bekannte Oper.
2.	7.	6.	4.	1.	.	.	.	.	Rußinstrument.
3.	4.	8.	9.	4.	.	.	.	.	deutscher Dichter.
4.	b.	6.	4.	1.	.	.	.	.	himmlisches Wesen.
5.	4.	6.	4.	7.	.	.	.	.	Afrikaner.
6.	1.	2.	7.	8.	4.	.	.	.	Rußm.
7.	4.	6.	4.	9.	.	.	.	.	Weitererscheinung.
8.	6.	4.	1.	.	.	.	.	.	Säugethier.
9.	8.	1.	.	.	.	.	.	.	Fluß.

Silberräthsel.

Von —.

Aus den nachstehenden 26 Silben sind 9 Worte zusammenzustellen, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen die Namen zweier preussischer Provinzen nennen:

e, e, sa, wulf, la, he, ci, el, ne, ha, tap, rit, ra, sa, tron, pe, des, thel, ro, tow, ra, te, ster, is, na, ra.

Die 9 Worte bedeuten: 1) russische Stadt, 2) Wasserjammbecken, 3) jüdischer König, 4) Erdart, 5) Gottheit, 6) Wüste, 7) biblisches Volk, 8) Ruhepunkt, 9) Alkaloid.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Silberräthsel's: Helate, Unwetter, Nadob, Gethsemane, Elias, Rabatt, Zuerste, Salet, Avento, Dach (Hunger ist der beste Koch).
Der Charade: Spaziergang.
Des Buchstabenräthsel's:

o r d e n
s t e r n
p f u n d
s e h l o t t m a n n
k ö n i g s s t u h l
d e u t s c h l a n d
f l a s c h e n z u g
f r i v o l i t a e t
b l a t t
s o n n e
l e d e r

Des Arithmogriph's: Marielle, Marm, Rajerei, Salm, Emilie, Iris, Vile, Vima, Emma.

Des Trostichons: Ruhr, Agent, Samen, Tanager, Jda, Ceder, Hammer, Salm, Ober, Narume, Dajen, Sarnos, Trubel, Jols, Calvin, Seide (Jast' ich so ro j' ich).

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.